



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleiner Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

stand, hatten leider nicht das Glück, unsre müden Glieder in einem solchen ausruhen lassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Deutschland in den Anschauungen des Auslandes. Die in Rom erscheinende Revue internationale bringt in ihrem letzten Hefte mehrere Äußerungen über deutsche Verhältnisse, die nicht uninteressant sind, weil man daraus erkennt, was für wunderbare Dinge dem guten Publikum über uns aufgetischt werden. Das Aergste ist wohl, daß in einem langen Aufsatz, welcher eine Vergleichung des deutschen Militärwesens mit dem französischen enthält, die Behauptung aufgestellt wird, daß erst seit dem April 1886 Offiziere der deutschen Armee beim Verlassen des Dienstes eine Pension erhielten: jusqu'à ces derniers temps, on ne servait pas de pension de retraite aux officiers qui quittaient le service actif; on ne se sentait pas le gout d'offrir des primes à l'oisiveté. Weiterhin läßt dieser tiefe Kenner der deutschen Verhältnisse den Marschall Moltke ausrufen: „Gebt der Armee ein Pensionsgesetz!“ Man kann sich denken, welche Betrachtungen der Verfasser an den Zustand knüpft, der sich für die deutsche Armee daraus ergab, daß die Offiziere gezwungen waren, im Dienste zu bleiben, weil sie nicht pensioniert werden konnten!

Weniger auf Erheiterung als auf ernste Belehrung berechnet ist ein Berliner Brief, der in derselben Nummer enthalten und Lynceus unterzeichnet ist. Der vorlezte Absatz desselben lautet folgendermaßen.

„Jedes Jahr der jetzigen Regierung bringt uns dem Staatssozialismus näher und verzögert die Anwendung derjenigen Heilmittel, welcher uns die Freiheit gegen das soziale Elend und das daraus entspringende Mißvergnügen gewähren könnte. Mit jedem Tage gewöhnt sich das deutsche Volk mehr daran, den Staat handeln zu lassen. Statt freimütig über die Mittel zu beraten, welche die Interessen der Mehrzahl der Bevölkerung fördern und ihre Leiden hindern könnten, überläßt man der Regierung die Sorge, diese Mittel zu finden und anzuwenden. Die Bürger und Bauern unsrer Tage folgen dem Beispiele des Adels und denken an nichts weiter als an ihren eignen Vorteil.“

Die drei eben erwähnten Klassen der Bevölkerung sind blind oder unbeforgt gegenüber dem Ungeheuer des Kommunismus, welches sich anschickt, sie zu verschlingen. Sie streben darnach, die Regierung zu stärken, während diese die sozialistischen und revolutionären Ideen durch folgende Mittel verbreitet und ermutigt. Erstens werden Gesetze gegeben, welche die Schöpfungen von Schulze-Delitzsch vernichten und das Prinzip der Selbstthätigkeit durch das des Zwanges ersetzen. Zweitens werden Proklamationen erlassen, welche die Blicke des Arbeiterstandes auf den Kaiser und seine Regierung lenken und sie von dem Self-help ablenken. Drittens wird die Vereinsfreiheit und die Pressfreiheit zum Nachtheile der Sozialisten eingeschränkt, und dadurch der heilsame Kampf der einander entgegengesetzten Ideen verhindert, sowie der Sozialdemokratie der Nimbus einer geheimen und verfolgten Verbindung verliehen. Viertens wird die Armee und der Beamtenstand fortwährend vermehrt, wodurch eine stärkere Belastung der steuerzahlenden Bürger und eine Aufzehrung der Ersparnisse des Volkes bewirkt wird, ebenso wie die gebildeten

Klassen der Bevölkerung dadurch in bloße Maschinen verwandelt werden, die lediglich dem ihnen von oben gegebenen Antriebe folgen. Künftigens wird die Volksvertretung erniedrigt, und die Professoren der Nationalökonomie und Gesellschaftswissenschaften werden als Ideologen behandelt."

Es gehört kein großer Scharfsinn dazu, um zu erraten, aus welcher Werkstatt die eben angeführten Sätze stammen; ein Kommentar ist auch nicht weiter nötig, nur darauf hinzuweisen dürfte nützlich sein, daß der Fortschritt die zarteste Rücksicht auf die Sozialdemokratie nimmt, und sich nicht scheut, die Liige von einer kaiserlichen Proklamation in das Ausland zu werfen, nachdem es dennoch etwas zu gefährlich geworden war, sie im Inlande zu verbreiten.

Aber Synceus, der ja eigentlich nur zum Schauen geboren ist, dem aber die Welt, wie sie jetzt ist, absolut nicht gefällt, begnügt sich nicht mit dem Berichte über das, was er zu sehen behauptet, sondern er erteilt auch Ratschläge — Ratschläge von so hinreißender Komik, daß es unrecht wäre, den Eindruck seiner — auf den vorhin wiedergegebenen Abschnitt folgenden — Ausführungen durch irgend einen Zusatz abschwächen zu wollen.

"Vor allem — so fährt Synceus fort — bedarf Deutschland in diesem Augenblicke einer gründlichen Aenderung seines Steuersystems; ernste Ersparnisse in den Staatsausgaben wären nicht weniger notwendig. Statt fortwährend neue Stellen besoldeter Beamten für die regierenden Klassen zu gründen, wäre es gerade im Gegenteile notwendig, tausende derartiger Stellen abzuschaffen. Man brauchte nur die verschiedenen Verwaltungsbüreaux durch Telephonleitungen untereinander zu verbinden, die jetzt herrschende Schreiberei und Papierverschwendung (*le régime écrit-vassier et paperassier*) durch eine mündliche Verbindung der Verwaltungsstellen zu ersetzen und das übergroße Beamtenpersonal der Polizei und der Zollverwaltung zu verringern. Die Dauer des Dienstes in der Armee müßte auf zwei oder noch besser auf ein und ein halbes Jahr herabgesetzt werden. Ebenso müßten die indirekt geleisteten Exportprämien abgeschafft werden, welche zur Ueberproduktion geführt, dadurch den Ruin so vieler Zuckerfabrikanten veranlaßt haben und mit demselben Schicksale die Spritproduktion wie die Eisenindustrie bedrohen, ganz von den Verlusten zu schweigen, welche der Staat und seine Einnahmen dadurch erlitten hat. Aber alles das liegt den Gedanken des Kanzlers ferne; er will, wie Gladstone sagen würde, die Klassen durch die Massen bekämpfen, und vor allen Dingen braucht er Geld, wiederum Geld und zum drittenmale Geld."

Synceus schließt seinen Brief mit der Erwähnung des Beifalls, welche ein in dem Februarhefte der *Revue internationale* enthaltener Artikel des ehemaligen italienischen Unterrichtsministers R. Bonghi in Berlin bei der Presse gefunden hat. Es kommt bei diesem Artikel wenig auf die Person seines Verfassers an, der zu jenen begabten Schriftstellern gehört, die über Plato schreiben, ohne Griechisch, eine römische Geschichte verfassen, ohne Lateinisch, und über Deutschland aburteilen, ohne Deutsch zu verstehen; aber der in demselben enthaltene Gedankengang ist großen Kreisen im Auslande eigentümlich, und entspricht dem, was der große Haufe halbgebildeter Journalisten in Frankreich und Italien denkt.

Deutschland war früher das Aschenbrödel unter den europäischen Mächten und mußte sich jede, auch die schlechteste Behandlung gefallen lassen. Gar zu gern möchte uns Bonghi zurufen: Gebt Elsaß und Lothringen wieder heraus! Aber das wagt er denn doch nicht; sein Rat beschränkt sich vielmehr darauf, Fürst Bismarck solle zuerst entwaffnen; die andern Staaten, Rußland und Frankreich an der Spitze, würden unfehlbar seinem Beispiele folgen, und dann wäre der euro=

päische Friede gesichert. Charakteristisch bei diesen Ausführungen ist, daß Bonghi auch nicht den Schatten eines Grundes dafür anführt, warum denn gerade Deutschland und nicht einer der andern Staaten zuerst entwaffnen soll. Geht man aber den Irrgängen der Sophistik nach, welche seine Gedankenentwicklung einschlägt, so gewahrt man bald, daß ihm die Forderung, welche er an Deutschland stellt, nur die Brücke zu der letzten Behauptung seines Artikels liefert, Bismarck werde durch die Militärpartei (sic) verhindert, den Frieden zu wollen. Diese Partei aber — sagt Bonghi wörtlich — sei gewissermaßen ein Erbteil aus der Vergangenheit (*comme legs du passé*), welches die Dynastien nicht abzuschütteln vermöchten. Natürlich kommt er dann zu der Folgerung, daß die Völker sich demnächst der republikanischen Staatsform zuwenden werden, *où elles seules seront maitresses, et où aucune volonté ne sera respectée que la leur*. Wir verzichten darauf, das Bild auszumalen, welches sich in dem Kopfe des Verfassers von der Freiheit gebildet haben muß, die in der französischen Republik herrscht, und von der Friedenspolitik, welche diese verfolgt.

Sentimentale Frivolität. Das Burgtheater in Wien läßt sich gern die erste deutsche Bühne nennen und behauptet in der That manchen Anspruch auf diese stolze Bezeichnung. Im Laufe von hundert Jahren hat sich dort ein fester Stil in der Darstellung ausgebildet und erhalten, ein Streben nach gemessener Lebenswahrheit, welche zwischen akademisch-pathetischer und naturalistischer Spielweise eine gute Mitte hält, eine Schule, die sich noch immer stark genug erwiesen hat, junge Kräfte nach dem Vorbilde der alten zu erziehen, ohne deren erfrischenden Einfluß zu hemmen. Auch wird, nachdem unter Laubes vielgepriesener Leitung das französische Wesen überhand genommen hatte, heute bei der Wahl des Darzustellenden im allgemeinen wieder ein höherer Standpunkt eingenommen: die klassische Dichtung der Franzosen, der Briten, der Spanier kommt neben der deutschen zu gebührender Geltung, und mit Mut und Erfolg hat Direktor Wilbrandt Raum für die griechische Tragödie und Komödie errungen. Gegen seine Bearbeitungen des Sophokles und Euripides haben sich zwar manche, wahrscheinlich begründete, Bedenken erhoben. Aber niemand wird die Schwierigkeit der Aufgabe verkennen, vielmehr muß man sich erinnern, daß auch für Shakespeare das deutsche Publikum nur allmählich und durch große Zugeständnisse an den Zeitgeschmack gewonnen werden konnte. Völlends grundlos sind die Vorwürfe, daß gegen die Alten „die Produktion der Gegenwart“ zurückgesetzt werde; ihnen wird gerade ein Bühnenleiter, der seine Sache ernst nimmt, stets ausgesetzt sein, weil die Mittelmäßigkeit immer die großen Theater als ihre Versorgungsanstalten betrachtet. Und was hat denn die Gegenwart in Deutschland aufzuweisen? Mit geringen Ausnahmen Dichter, in denen kein rechtes Theaterblut fließt, ehrsame Handwerker, welche nach vergilbten Modenblättern unermüdlich die alte Theatergarderobe zusammenschneidern, und leichtfertige „Konfektionärs,“ die jede Pariser Mode auszubeuten suchen. Kräftige Talente sich nicht entgehen zu lassen, ist wohl jeder Theaterdirektor schon Geschäftsmann genug.

Diese geschäftliche Rücksicht, unterstützt durch das Verlangen der Schauspieler nach neuen, Effekt verheißenden Rollen, ist es wohl, was das Burgtheater bestimmt, sich wenigstens von Zeit zu Zeit französischer Machwerke anzunehmen, welche eines solchen Ortes nicht im mindesten würdig sind und in schreiendstem Widerspruch mit den erhabenen Dichtungen stehen, an welche die Anstalt ihre besten Kräfte setzt. Den Schauspielern einen Teil der Schuld beizumessen glauben wir

uns berechtigt, da diese eine schöne Tradition augenscheinlich nicht bewahrt haben. Ihre Vorgänger verlangten in stolzem Behagen nichts weiter als ihr Burgtheater und dessen treues, verständnisvolles Publikum; von den heutigen weiß die Reklametrommel fortwährend von großen Erfolgen diesseits und jenseits des Ozeans zu erzählen. Dabei wird der Künstler unersättlich und hört auf wählerisch zu sein; er kann ohne lärmenden Beifall nicht mehr leben und greift nach jedem Mittel, welches geeignet erscheint, die Massen zu elektrifizieren. Im Vagabundenleben verwildert jeder, und wer sich an den Rausch gewöhnt, bedarf immer stärkerer berauscher Genüsse, gleichviel ob Branntwein, Opium oder Applaus. Und das Publikum — nun das wird, wie jede Menschenmenge, stets rätselhaft bleiben. Wie an dem einen Tage von dem Schicksal des Oedipus, läßt es sich an dem andern von den Krokodilstränen einer Hetäre erschüttern. Aber wenn wir diesen Satz umkehren, sagt er uns auch, daß es nicht nötig wäre, dem Publikum vorzubereitete Speise vorzusetzen.

Da sollte nun als Gesundheitsamt und Polizei die Kritik walten. Diese Pflicht verabsäumt sie aber leider zu oft. Wir haben in großen Wiener Zeitungen Aufsätze voll warmer Anerkennung dafür gelesen, daß das Burgtheater einem neuen Stücke, wahrscheinlich dem neuesten, des unermüdblichen Fabrikanten Victorien Sardou den Zulaß gewährt hat, welches „Georgette“ heißt. Diese Georgette ist eine Dirne aller niedrigster Art. Sie hat sich durch Viederlichkeit ein Vermögen erworben, sich einen Namen beigelegt, der ihr nicht zukommt, und endlich ist sie durch die Ehe mit einem verlumpten, blödsinnigen Herzog eine vornehme Dame geworden. Der gleichen kommt ja vor. Sie besitzt aber auch eine Tochter, die, in völliger Unkenntnis des Gewerbes und Charakters ihrer Mutter aufgewachsen, die Unschuld, die Reinheit, der Edelmut in Person ist. Ein Schornsteinfeger hat bekanntlich einen Sohn gehabt, der Müller war! Nun ist die große Frage, ob diese Perle ohne Rücksicht auf die schmutzige Perlmutter in den Familienschmuck eines ehrbaren Hauses aufgenommen werden könne. Der verliebte Jüngling sagt natürlich Ja, dessen Mutter Nein, worauf der Sohn die unglaubliche Rohheit begeht, daran zu erinnern, daß seine Urahne die Mätresse eines Königs gewesen sei! Die Mutter willigt zuletzt unter der Bedingung ein, daß die „Herzogin“ nach England auswandere. Die Tochter aber, welche nun die Wahrheit erfährt, gerät über die Zumutung, sich nur besuchsweise des Umganges ihrer edeln Mutter erfreuen zu sollen, in solche Entrüstung, daß sie dem Geliebten den Laufpaß giebt und, da sie doch heiraten muß, einen alten Lebemann und guten Bekannten der einstigen Georgette wählt.

Jedes Wort über diese Erfindung ist von Ueberfluß. Ein namhafter Kritiker bemerkt dazu, Sardou habe das Problem allerdings nicht gelöst, aber es bleibe immer ein Verdienst, dasselbe aufgeworfen zu haben. Damit eröffnet sich eine recht erbauliche Aussicht. Wenn es der Beruf des Theaterdichters ist, soziale Probleme zu stellen, so werden uns wohl nächstens auch von der Bühne aus Vorschläge zur Regelung der Prostitution gemacht werden. Uebrigens kommt da Sardou zu einer Ehre, auf welche er gar keinen Anspruch macht. Der Mann der Probleme ist der jüngere Dumas, Sardou fragt nur, womit er den Zuschauer packen könne. Er hat sich augenscheinlich auch in diesem Falle so wenig um die Wahrscheinlichkeit wie um die Wahrheit gekümmert; je krasser, desto besser. Verschmäht er doch selbst das bequeme Auskunftsmittel, durch späte Reue der alten Courtesane Anspruch auf Mitleid zu geben. Und durch solchen Morast die Zuschauer zu führen, soll eine würdige Aufgabe für die berühmte Musteranstalt sein?

Schlimm genug, wenn für die Pariser Theaterdichter, die Nachfolger von Scribe, Fenillet und Augier, keine andern dramatischen Konflikte mehr vorhanden sind, als die aus dem Ehebruch erwachsenden, aber man sollte wenigstens die Franzosen allein sich an diesen schönen Früchten des Bas-Empire gütlich thun lassen. Ohne Zweifel ist man in früheren Zeiten übermäßig ängstlich gegenüber der Erwähnung geschlechtlicher Beziehungen gewesen, man vergaß, daß bei einer echten Dichtung immerdar dem reinen Gemüt alles rein bleibt. Nun brauchen wir nicht in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, oder das Theater wird in den Rang von Vergnügungsanstalten hinabgerückt, welche eine sittsame Frau nicht besuchen darf.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit die Wiener Blätter eine Parlamentsverhandlung über die Frage enthielten, ob Krankenunterstützungen auch an unverheiratete Wöchnerinnen zu leisten seien oder nicht. Ein Geistlicher hatte die Frage aufgeworfen und verneint, und daraufhin hielt ein Abgeordneter, der seinem Namen nach zu schließen vielleicht nicht einmal der christlichen Gemeinschaft angehört, dem Kollegen eine Vorlesung über wahres Christentum, deren sentimentale Phrasen den stürmischen Beifall der Gefinnungsgeoffen entfesselten. Sentimentalität und Frivolität sind Wandnachbarinnen und vertragen sich vortrefflich miteinander. Natürlich wurde die heilige Magdalene angerufen, aber daß die Worte des Evangeliums sich auf die reuige Sünderin beziehen, klüglich übergangen. Freilich ist die echte Magdalene längst durch die Kameliendame verdrängt, und diese selbst muß den Georgetten den Platz räumen, und deren Kultus wird gar schon in gesetzgebenden Versammlungen verkündigt.

Hygiene. Die Besprechung einer „Hygiene“ des Unterrichts in diesem Hefte bringt uns den Zeitungsstreit in vergnügliche Erinnerung, der bei der Berliner „Hygiene“-Ausstellung entstand: den Streit, ob es richtiger sei zu sagen Hygiene oder Hygieine. Der Streit wurde damals zu Gunsten der letzteren Form entschieden — thörichterweise. Denn ein Wort Hygieine als Hauptwort giebt es garnicht. Hygieinos (*ὕγιεινός*) ist ein Eigenschaftswort und bedeutet: heilsam, der Gesundheit zuträglich. Hygieine (*ὕγιεινή*) wäre also „eine der Gesundheit zuträglich“ (was denn? Maßregel etwa), aber nimmermehr die Lehre oder die Wissenschaft von dem, was der Gesundheit zuträglich ist; diese hätten die alten Griechen Hygieinologie (*ὕγιεινολογία*) genannt, und wenn die deutsche Fachwissenschaft diese Wortbildung annehmen wollte, so wäre nichts dagegen zu sagen. Hygiene aber ist unmittelbar dem Französischen entlehnt (Hygiène); es ist eine jener Sprachbildungen, die der Franzose mit so unnachahmlicher Dreistigkeit schafft und der Deutsche mit so unnachahmlicher Gedankenlosigkeit nachplappert.

Nicht über Hygiene oder Hygieine sollten wir uns den Kopf zerbrechen, sondern darüber, wie man beide Wörter aus der deutschen Sprache wieder los wird. Hygiène ist in französisch-deutschen Wörterbüchern mit Gesundheitslehre übersetzt. Das ist natürlich Unsinn, denn Gesundheit ist ein Zustand, den man niemand lehren kann. Lehren kann man jemand nur die Pflege und die Erhaltung dieses Zustandes — und das legt auch der Franzose in sein Wort hinein. Wer schlägt einen guten deutschen Ausdruck dafür vor? Es ist dringend zu wünschen, daß gerade hierfür ein Wort vorhanden sei, das die große Menge vollständig verstehe, und nicht ein unklares, verschwommenes Fremdwort.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.